

# Giesener Familienblätter

Walterhaltungsblatt zum Giesener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von F. Dzenham.

Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

2.

Zline, der Schmied, siedelt sich in Irkutsk an und erschmiedet sich ein neues Heim.

Doch auch die längste Straße muß ein Ende nehmen. Nachdem sie über ein Jahr lang gewandert waren, erreichten die Vertriebenen endlich die sibirische Stadt Irkutsk, und es kam dem kleinen Stepan sehr sonderbar vor, nun Nacht für Nacht zwischen festen Holzwänden und unter einer weißgetünchten Decke schlafen zu müssen und nicht mehr in die Sterne gucken zu können, wenn er aufwachte. Und jetzt standen auch immer Häuser im Weg, wenn man etwas sehen wollte! Ganz anders als in der Steppe! Doch auch Irkutsk hatte seine Vorzüge in Stepan's Augen: Es gab immer etwas zu essen und man fror niemals; da waren auch Mädchen und Buben, mit denen man spielen konnte, und vor allem gab es keinerlei schwarzen Schlamm! So gewöhnte Stepan sich denn an die neue Ordnung der Dinge und wuchs.

Zwan Zline aber, der Schmied, hatte bald alle Hände voller Arbeit. Er war gerade der richtige Mann für ein neues Land und eine rasch wachsende Stadt; ein unermüdlicher Arbeiter und einer, der seine Arbeit gründlich verstand; ein Tüchtiger, dem der Erfolg vom ersten Augenblick an in der rasch errichteten Schmiede die Hand hinstreckte. Zwölf Stunden im Tag glühten die Feuer und wurden die Hämmer geschwungen, und vielleicht beschwichtigte das lustige Klängen von Hammer und Amboss die innerliche Bitterkeit über erlittenes Unrecht in Zline, dem Schmied; doch ganz vergessen konnte er wohl nie, denn bis zu seinem Tode blieb er ein stiller, schweigsamer Mann. Fleißig war er. Es mochte sein, daß er Gedanken, die zu gefährlich waren, um ausgesprochen zu werden, ingrimmig hineinhämmerte in seine Pfähle und Hufeisen und Hacken und Schaufeln, aber das schadete diesen nicht und die plauderten gewiß nichts aus. Sie legten nur Zeugnis davon ab, wie tüchtig der Schmied war, und weithin verbreitete sich sein Ruf.

So vergingen die Jahre, und aus dem kleinen Stepan wurde ein Mann. Der Tag kam, an dem er sich Schmied nennen durfte und von dem ab er mit seinem Vater, den er um manchen Zoll überragte, Seite an Seite arbeitete, bis er auch den schwersten Hammer schwingen konnte und so geschickt war wie der alte Schmied selbst. Doch nicht nur an Esse und Amboss lernte Stepan Zline, sondern dann und wann sprühte wie ein seltener Funke eine Idee, ein Begriff, eine harte Lebenserfahrung von dem alten Mann herüber zu ihm; ein wenig konfus manchmal, immer

Kreuzerlich, und auf diesen kargen Werten baute er weiter, bis er zu ganz bestimmten Begriffen von Recht und Unrecht, von Welt und Leben kam. Kreuzerlich alles. Schweigsam war er wie sein Vater —

Denn es konnte einem ja noch viel Schlimmeres passieren im heiligen russischen Reich, als nur in der Verbannung in sibirischen Irkutsk leben zu müssen. Vorsichtig mußte man sein — schweigen!!

Von seiner Mutter lernte er Ehrfurcht vor gewissen großen Dingen; das, was Mütter ihre Söhne lehren dürfen. Man hatte ihn gern in Irkutsk, und er besaß viele Freunde, denn aus natürlicher Veranlagung heraus neigte er zu frischem, frohem Lustigsein. Zu jener Zeit, da er mit seinen Eltern in die Verbannung wanderte, war er noch zu sehr Kind gewesen und hatte zu viel Zeit gehabt seitdem, zu vergessen, als daß dies Ereignis sein Gemüt hätte verdüstern können. Sein junges Leben wurzelte eigentlich im neuen Land.

Ganz vergaß er freilich die Schrecken jener furchtbaren Wanderung von vielen Monaten nie; doch sie erschienen ihm nur wie ein schwarzer verschwommener Schatten in weiter Ferne — wie ein böser Traum, ein Alpdrücken, möglichst schnell zu vergessen. Eine Erinnerung jedoch verblaßte niemals in ihm, und das war das schlichternte rostige Gesichtchen eines kleinen Mädchens, halb versteckt zwischen Vater und Mutter, mit großen Augen voller Erstaunen und Mitleid und einer kleinen Hand, die zaghaft dem hungrigen, kleinen Buben ihr eigenes Stück Brot hingehalten hatte.

Das war seine große Erinnerung vom endlosen Weg! Stepan's Mutter wachte in fast angstvoller Erwartung über ihn, wie es Mütter tun, und fragte sich in immer neuem Grübeln und Wundern von Tag zu Tag, welches der Mädchen von Irkutsk es wohl sein könnte, das er ihr als Schwiegertochter ins Haus bringen würde, aber sie wartete vergeblich. Und da ihr dies sehr sonderbar und unnatürlich schien, so hätte sie gern ein wenig geholfen —

„Bist gar wählerisch, mein Junge,“ sagte sie wohl. „Da ist Nadescha Markoff! Macht sie nicht Augen an dich hin so groß wie ein Wagenrad, und du tust blind wie eine Gule!“

„Macht sie wirklich Augen, Mutter? Sie hat auch wunderschöne Augen, die Nadescha! Aber Natalie Minow auch und — ja — Mascha Rozlo erst recht, Mutter! Sie sind alle so hübsch!“

„Und gefällt denn keine dir besser als alle anderen?“

„Die Wahl würde gar zu schwer sein, denn sie gefallen mir alle . . .“

„Ja, ja — gefallen! Aber es ist an der Zeit, mein Junge, daß du dir eine aussuchst zur Frau, denn ich möchte dich gern verheiratet sehen, ehe ich sterbe. Und vielleicht noch Enkel auf meinen alten Knien schaukeln!“

„Wer wird ans Sterben denken; du wirst ja alle Tage

finger, Mutter. Und heiraten und — Kinder! Bosshe-moi!\*) dazu ist's doch noch lange Zeit. Bist du denn beines großen Jungen schon müde?"

„Rein — aber ich möcht' auch ganz kleine Jungen um mich haben. Was meinst du zu Nadescha? Sie ist hübsch und bescheiden trotz der Wagenrad-Augen, die sie für dich hat und die ich gar nicht verübeln will, weil sie nun einmal nicht anders kann. Und ihre Mitgift —“

„Was? Mitgift bekommt sie auch! Wie fürsorglich du bist, Mutter!“

„Und sie sagt ja, wenn du nur den kleinen Finger aufhebst, Junge. Allzulanges Warten macht —“

„Ich warte aber doch noch, Mutter!“

„Vielleicht zu lange!“

„Einmal wird meine Zeit kommen, Mutter, aber Nadeschas Wagenrad-Augen werden es nicht sein, glaub' ich.“

Und so klopfte sie dann und wann bei ihm an, wenn frauenhätige Mütter Sorge sie plagte, horchte ihn aus, bald über diese, bald über jene; doch kam sie ihrem Ziel niemals näher und konnte es gar nicht begreifen, daß ihr Junge so allein blieb, während einer seiner Kameraden nach dem anderen heiratete und ins eigene Heim einzog. Ihr ganzes Herz hing an ihm. Sie hätte ihn gar zu gern glücklich gesehen. Und alle Türen standen ihm ja offen und nicht nur um seines hübschen Gesichts willen.

Fleißige Arbeit hatte ihren Lohn gebracht und meilenweit um Irkutsk hin rühmte man Iljine, den Schmied, denn die Werkzeuge, die er den Bauern und Bergleuten lieferte, hatten in der ganzen Provinz nicht ihresgleichen. Von Jahr zu Jahr hatte sich sein Geschäft vergrößert und fünf Gesellen arbeiteten nun in der Schmiede. Seine rechte Hand jedoch in Geschäft und Werkstatt war sein Sohn Stepan — größer und breitschulteriger jetzt als der Vater, so geschickt ein Schmied wie er, begabter und weitsichtiger sogar in geschäftlichen Dingen. Ein begehrenswerter Ehemann für die Mädchen von Irkutsk! Daher also Nadeschas gar zu deutliches Augenmachen und Natalies Erröten, wenn immer sie ihm begegnete, und Maschas ein wenig zu durchsichtige Tricks!

Von Katinka sprach Stepan nie; nicht einmal zu seiner Mutter. War sie doch nur eine Erinnerung — wenn auch unvergeßlich; denn zum Greifen deutlich stand sie immer vor ihm, als wäre es erst gestern gewesen, da er in jenem Dörfchen das süße Kindergeicht gesehen mit den wandernden Augen und dem Mitleid, der sonderbaren runden Kappe und den goldblonden Locken. In der Schmiede sah er das Gesichtchen, in der Steppe, in Blumen; Katinka ging auf Reisen mit ihm, sie wohnte bei ihm in seinem Zimmerchen.

Niel vergaß er, doch niemals sie.

Und dabei wußte er nichts, gar nichts, nicht das Geringste über sie, als daß sie ein süßes Gesichtchen hatte und die schönsten Augen voller Mitleid, die es nur geben konnte auf der Welt, und daß sie Katinka hieß und fünfshundert Meilen weit weg irgendwo wohnte an der großen Straße nach Rußland. Den Namen des Dörfchens kannte er nicht. Die Mutter wartete und wartete und wunderte sich.

### 3.

Paschkin macht den Schmied zum Gouvernementsrat und sendet den Sohn Iljines nach Selemjinsk.

Dann starb Dolgourow, der Gouverneur, und Paschkin kam.

Dolgourow war ein alter Herr gewesen, der es über alles geschätzt hatte, möglichst gut zu leben und vor allem gerulndlich in Ruhe gelassen zu werden. Kein Mann also, der mit starker Hand in die Zügel griff oder Besonderes leistete im neuen Land, und doch einer der Großen des Reichs. Früher hatte er ein hohes Kommando in der Armee innegehabt und die Schwester der Kaiserin geheiratet; als er dann einem jungen General Platz machen mußte, war er zum Gouverneur der Provinz Irkutsk ernannt worden (einem Königreich, so groß wie England und Frankreich zusammen), und dort hatte er durch fünfzehn Jahre hindurch den milben Autokraten gespielt zu seiner und der Provinz völliger Zufriedenheit.

Das war das Regime, das Irkutsk brauchte.

Zu Tausenden strömten die Kolonisten — denn solche

\*) Mein Gott!

waren die Verbannten — in das neue Land, verbittert durch erlittene Brutalität, und fanden nun zu ihrem maßlosen Erstaunen eine offizielle Atmosphäre, weit milder als daheim in Kleinrußland. Sie waren freier.

Doch die Milde hatte auch ihre Schattenseiten. Der alte Gouverneur ließ die Dinge gar zu sehr laufen wie sie eben wollten, und seine Untergebenen folgten natürlich seinem Beispiel. Man spitzte die Ohren in St. Petersburg; man brummte, wenn auch mit allem Respekt, der einem Verwandten der Kaiserin gebührte, und wurde endlich sehr verstimmt, als die jährlichen Kontributionen der Provinz an das kaiserliche Schatzamt immer mehr und mehr in Rückstand gerieten, denn des unerfättliche St. Petersburg brauchte Gold, viel Gold. Kam dieses Gold nicht, so klapperte es spektakelnd in der Beamtenmaschine, deren einzelne Teile und Teilschen mit diesem Gold geölt sein wollten . . .

Da starb Dolgourow. Man atmete einigermassen erleichtert in St. Petersburg, und Paschkin wurde nach Irkutsk gesandt, mit dem strikten Befehl, die Provinz auf den Pfad der Tugend zu peitschen und vor allem für prompteste Zahlung zu sorgen. Wie Paschkin das machen würde, das war seine Sache.

Und der Auftrag war ganz nach seinem Geschmack. Ehe er nach Irkutsk kam, hatte Paschkin über die Kirgisen-Tataren geherrscht und diese Tataren in bemerkenswert kurzer Zeit völlig davon überzeugt, daß es einen richtigen, persönlichen, unzweifelhaften Teufel gebe, was sie auch vorher geglaubt haben möchten; einen Teufel, der von nun an bei den Tataren Paschkin hieß. Aergerechte Mütter drohten ihren Kindern mit Paschkin.

„Sei still, oder Paschkin kommt!“ war eine Drohung, die selbst dem ungezogensten Kleinen Bengel Heidenangst einjagte.

Wenn Männer sich stritten, so wünschte nicht etwa einer dem andern, der Teufel möge ihn holen, sondern es hieß:

„Hol' dich der Paschkin!“

Ein bekannter Mann. Der Paschkin, der seine Knuten in heißer Salzlauge aufbewahrte; jener Paschkin, der nackte Frauen peitschen ließ; jener Paschkin, der einmal gesagt hatte, ein Durchschnittsmann sei etwa zehnmal weniger wert als ein Pferd; der berühmte Paschkin, dessen harte Faust Wunder vollbrachte, die anderen Gouverneuren niemals gelangen.

Daß er trotz aller seiner Brutalitäten immer noch lebte, war ein glänzendes Zeugnis für seinen persönlichen Mut und seine Fähigkeit; kein Mann war mehr bestimmt zu einem physischen gewaltigen Tod als seine Erzellenz, aber seine Erzellenz lebte immer noch und unterschrieb immer noch Todesurteile, und Rußland zitterte noch immer vor ihm.

(Fortsetzung folgt.)

## Rose und Finkenbahn.

Von Maximilian Stadl.

Die Heckenrosen blühen all überall an den Sträuchern, die den Weg des rüthigen Wanderers umsäumen, und unermüdetlich schmettern die Finken ihr helles „Pint — pint — pint!“

Es ist ein Sommermorgen voll Sonne und Daseinslust. Hans Robert Marxbrunner, den Rückst auf dem Rücken, schreitet am festen Wanderstabe den Bergpfad hinan, in vollen Zügen die reine Höhenluft trinkend. An einer Wegbiegung bleibt er wie gebannt stehen: In seinen Füßen stürzt die Höhe steil ins Tal hinab, drünten springt der Gebirgsbach weiß schäumend von Stein zu Stein, daß es Hunderte von Metern zu dem Wanderer heraufschallt. Jenseits aber dehnt sich, ein welliges Meer, das Gebirge, und in der Ferne grüßt ihn, alle überragend wie ein Fürst die Großen seines Reiches, die majestätische Schneekappe; sein Künstlerauge umfaßt entzückt das sonnige, farbenfrohe Bild, und er kann nicht anders, er schießt einen Aingenden, schmetternden Jodler zu den Bergen hinüber.

„Pint — pint — pint!“ antwortet ein Chor von Finken. Der Wanderer schreitet weiter, und immer noch schmüden die Finkenröslein seinen Weg.

Meckwürdig — Rudolf Baumbach, dessen leichte amnütige Lyrik für Hans Robert Marxbrunner seit Jahren ein überwundener Standpunkt gewesen, feiert heute bei ihm eine Art Auferstehung, und das Kleine entzückende Gedicht von der Rose und dem Finkenbahn will ihm den ganzen Morgen nicht aus dem Sinn. Wie war's doch noch? Der Finkenbahn wirbt um eine blühende Rose, sie weist ihn naserrümpfend ab — ja, wenn er ein Goldfisch wäre — aber so!“ „Rein, mein Herr, ich danke!“ Die Zeit vergeht, das Leben hat die Rose geknickt, weil neigt sie ihr früher so schönes Haupt. Da erinnert sie sich des Finkenbahns, der sie

so heiß umworben, ihr all seine Lieber geweiht. Er aber schaut sie eine Weile an, dann wendet er sich und sagt lakonisch: „Nein, mein Fräulein — ich danke!“

Warum wird er die Verse nicht los? — Zu dumm eigentlich! Und er denkt an ein Rösslein fern im Tal, düftig und taufrisch, eben der Knospe entsprungen. Wenn er heimkommt von seiner Sommerwanderung, frisch gebräunt und gehäuft zu langer Winterarbeit, dann möchte er sein Rösslein fragen, und sicher hat er kein schnippisches „Nein, mein Herr, ich danke!“ zu gewärtigen.

Aber Weiter steigt er hinan, ein zweiter Wanderer taucht vor seinen Blicken auf, aber der, klein und schwächig, trägt Hemdbluse, dunklen Lodenrock und auf dem dunklen Haar, das hinten in einen dünnen Knoten zusammengedreht ist, ein kleines Lodenhäutchen.

Also ein junges Mädchen, der dürftigen Figur nach ein sehr junges.

Ein dicker Felsblock engt jetzt vor ihr den Weg. Die Wanderrin erklettert ihn, setzt sich auf seine Plattform und schaut sinnend ins Tal hinab.

Hans Robert nickt. Den Felsblock kennt er — hier hat er ja auch schon einmal gefressen — ein Duzend Jahre ist es her. Aber nicht allein. Neben ihm hat ein niedliches Mädelchen gefressen, ein allerliebster Kobold mit dunklem Kraushaar und braunen Schelmengaugen. Aber das Idyll da oben nahm ein übles Ende. Nicht schnippisch, hat sie ihn abgewiesen, sondern sentimental die bittere Bille verzuclert. Er jedoch hat aus all den schönen Worten nur das eine herausgehört: „Nein, mein Herr — ich danke!“

Das hat er lange mit sich herumgeschleppt und ist auch heute noch nicht ganz damit fertig. Darum hat er zu seinem Rösslein fern im Tal auch das entscheidende Wort noch nicht gesprochen. Wenn sich's ihm auf die Lippen drängte, tauchte ein dunkler Krauskopf vor ihm auf, ein Paar übermüthige Augen bligten ihn schelmisch an, und ein roter Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. Darum ist er hierher geeilt. Er will die Stätte wiedersehen, wo er den ersten großen Schmers, die erste herbe Enttäuschung seines Lebens erfahren, er will den Stimmungszauber des Ortes auf sich wirken lassen. Kommt dann die Erinnerung übermächtig über ihn, wird er dann inne, daß die Vergangenheit für ihn nicht tot ist, wie er zuweilen wähnt — und wünscht — ja, dann darf er nicht vor sein Rösslein hintreten, darf das entscheidende Wort nicht sprechen.

Bart duften die Heckenrösslein, ein leichter Wind erhebt sich, leise raucht es in den Zweigen, und wie in sicherem Spott flingts ihm ins Ohr: „Nein, mein Herr, ich danke!“

Nam steigt auch er auf den Felsblock — mag die Andere da sitzen — er wird ihre Gegenwart da vergessen und mit sich ins Reine kommen. Und wenn er sie stört in ihrem Naturgenuß, um so schlimmer für sie — Raum für alle hat die Erde.

Mit kurzem Grunze läßt er sich an Rande des Felsens neben ihr nieder, doch so weit von ihr ab, als es ihm immer möglich ist. Sie wendet den Kopf.

„Hans Robert!“ Ein Laut halb höchsten Erstaunens, halb freudigster Ueberraschung, und für einen Augenblick erröthet sie von der Stirn bis zum Halse.

Auch er wendet sich nun ihr zu, groß und weit starren seine staubblauen Augen in ein kleines, blaßes Gesichtchen, in das der harte Kampf uns Dasein zahlreiche vorzeitige Fältchen gegraben. Die herb gewordenen blauen Lippen versuchen ein schelmisches Lächeln, das sie so gar nicht freidet.

„Annemarie!“ stottert er verlegen in peinlichem Wiedererkennen.

„Nein, wie ich mich freue!“ ruft sie jetzt mit schlecht gemachter jugendlicher Lebhaftigkeit, und die müden Augen versuchen wieder das Feuerwerk schalkhafter Blicke spielen zu lassen, mit denen sie früher immer aufs neue sein junges Herz entzündet, wie lange haben wir uns nicht gesehen! Und ein großer Künstler sind Sie indes geworden! Ich habe Ihre Bilder in den Ausstellungen gesehen — wie habe ich mich darüber gefreut!“

Er sieht sie groß an, Spott und Stammen kämpfen in seinen offenen, schönen Zügen.

Wie ist es nur möglich, daß sie heute so spricht! Weiß sie denn gar nicht mehr, was sie ihm damals gesagt hat, vor zwölf Jahren — hier auf derselben Felsplatte? „Die Malerei ist eine brotlose Kunst, Hans Robert,“ hatte sie ihn damals in offstem Tone belehrt, der aus ihrem siebzehnjährigen Munde höchst sonderbar klang, „wir können unmöglich warten, bis du damit etwas verdienst. Werde doch Zeichenlehrer, das ist eine angesehene, gut bezahlte Stellung. Dann vielleicht...“ Dies Wort hatte ihn aufgerüttelt, er hatte ihr zeigen wollen, daß in ihm mehr saßte, als ein arbeitsiger Schulmeister!

„Nun, das ist sehr liebzuwändig von Ihnen,“ sagte er nach längerer Pause, „denn leicht ist mir der Aufstieg zur Höhe nicht geworden. Aber nun bin ich oben!“

„Ja,“ sagte sie nachdenklich, mit etwas wehmüthigem Lächeln, „nur der Starke macht seinen Weg — und der Schwache muß Gott danken, wenn er nicht unter die Räder kommt und sich aus den Trümmern all seiner kühnen Entwürfe ein bescheidenes bißchen Glück rettet. Ach, was war ich — damals — doch für ein übermüthiges junges Ding! Die ganze Welt gehörte mir, meinte ich, und ich hätte mir zugewissen! Eine große Pianistin

glaubte ich werden zu können — eine kleine Klavierschreierin bin ich geworden, die sich recht und schlecht durchschlägt. Aber,“ fährt sie erröthend fort, ihren Blick warn zu ihm aufschlagend, „zu einem bißel guter Hausmusik langt's noch. Und wenn einer abends nach harter Arbeit zu mir käme, um Ruhe und Erholung zu suchen, dann würde ich mich aus Klavier setzen und ihm Heiterkeit in seine beladene Seele gießen —“

„Und beneidenswert wird der Mann sein, der eine solche Buchsstätte sein eigen nennen wird! Möge er bald den Weg zu Ihnen finden, Annemarie, das ist mein dringlichster Wunsch! Auch mir hat meine Kunst ein Herz gewonnen, das sich mir in uniglicher Liebe erschloß, und das ich bald ganz mein eigen nennen werde. — Und nur leben Sie wohl, Annemarie! Es war mir eine große Freude, Ihnen noch einmal begegnet zu sein. Heil!“

Er streckt ihr die Hand hin, in die sie nur zögernd ihre blöthlich eiskalten Finger legt, springt vom Felsen herab und strebt mit großen Schritten den Pfad hinan, ohne sich noch einmal nach ihr umzublicken. Im Vorübergehen streift er eine halb verweilte Rose — müde fallen ihre schlaffen Blätter auf den Weg.

„Pink — pink — pink!“ schmettert droben in scharfem Spott der Fink, „nein, mein Fräulein, — ich danke!“

Befreit atmet Hans Robert auf. Nun ist der Baum gebrochen — nun kann er hintreten vor sein Rösslein fern im Tal und kann das Wort sprechen, das sich ihm schon so oft auf die Lippen gedrängt hat.

### Der Traum auf dem Wasser.

Von Georg Engel.

(Nachdruck verboten.)

Das Herz klopfte ihm. Es hämmerte so stark, daß er das Schlagen und Gestausch der kurbelenden Maschinen in seiner eigenen Brust zu hören glaubte. Dazu taunte ein Schleier vor seinen Augen, wie von weißglühenden Drähten. Und das Gewebe stieg auf Grund nieder und spannte sich sogar hindernd vor die roten und grünen Signallichter, die von Sekunde zu Sekunde wechselnd in dem Geschüßraum des untertauchenden Bootes aufblühten.

Wer konnte enträtheln, was sie mit ihrer stummen Lichtsprache meldeten? Er hatte im Moment völlig ihren Sinn vergessen.

Spähend und beobachtend trat der Geschüßmaat zu ihm. In dem herb geschnittenen, straffen Gesicht des Borgesezten lauerte ein Befremden. Ihm gefielen die zitternden, herumtastenden Hände von Claus Grischow nicht:

„Nun?“ fragte er gewichtig, wie jemand, der sich erkundigt, ob alles in Ordnung.

Vor dem gewohnten Klang der Kommandostimme raffte sich der junge Mensch zusammen, und doch froch der Laut ihm nur mühsam aus der Kehle, als er in kaum bezwungener Erregung hinwarf: „Ist der Dampfer Columbia jetzt gesichtet?“

„Ja, wir haben ihn,“ bestätigte der Maat, indem er erstaunt seine blauen Augen auf den anderen richtete.

Da tasteten die Finger der Geschüßbedienung von neuem verloren und unsicher über die Abzugskurbel, und ohne daß er merkte, wie aufmerksam sein Gebaren von dem Maat verfolgt wurde, brach es widerstandslos und voll sehnsüchtiger Neigung aus dem Inneren von Claus Grischow hervor: „O, es ist ein schönes Schiff, 200 Tonnen. Und all die schönen Säle. Der eine hatte eine Kuppel wie ein Dom. Und darunter waren fünf wundervolle Frauen gemalt, die sollten die Erdteile vorstellen. Und dann eine reiche Bibliothek an Bord, Buch an Buch in den Gefellen, und die kleinen Kajüten mit den Betten, und die Bronnenabendbeds, auf denen die jungen Paare ihr Spiel trieben. Es war Deutschland, das da über die See wandelte. Man war zu Hause und hatte jeden Span lieb.“ Er schaute leise.

An der Eisenwand des schweißtriefenden, zitternden Raumes wechselten die Lichter. Der Maat warf einen Blick hinauf und streifte die Kermel in die Höhe: „Achtung!“ befahl er kurz. Und nach einer Weile des Wartens: „Woher weist du das alles, Junge?“

Langsam strich sich der Bursche das weißblonde Haar zurück: „Ich bin ja selbst fünf Jahre auf dem Dampfer gefahren,“ bekannte er halb in Traum. „Vom Schiffsjungen aufwärts. Fünf Jahre. Tag und Nacht haben wir das Schiff behittet — und jetzt —?“

„Und jetzt hat man es uns gestohlen,“ vollendete der andere hart und bitter, und legte für alle Fälle die schweißige Faust auf den Abzug. „Jetzt führt es unseren Gegnern Waffen zu, die uns morden.“

„Ja,“ stotterte der jüngere und richtete sich auf. Und doch wand er sich hilflos hin und her: „Aber die Erinnerungen — sie haben Macht über den Menschen. Es fällt schwer —“

„Junge, ich kann mich doch auf dich verlassen?“

In diesem Moment ging ein Gevürt von Wippen über die Eisenwand.

„Feuer,“ schrie der Maat. Sprungartig schoß Claus Grischow an die Kurbel, überwand den das ziellose Gleiten der Hände, der ganze Körper des Menschen riß an dem Abzug, der schweißige Mann neigte sich schräg, dumpfes Bischen weißte von dannen — und dann — die Flamme an der Wand tat ihren Mund auf und meldete: „Volltreffer!“

„Gut,“ lobte der Maat und dabei streifte er kien jungen

Menschen, der weit aufgerissenen Auges neben ihm lehnte, wohlwollend die Wangen. „Deine Columbia geht zur Tiefe. Auch ein Stück von Deutschland. Und es ist recht, daß du ein Herz dafür hast, aber sieh her“; er hob machtvoll beide schwieligen Fäuste: „Es steht die Kraft in uns zum fünffachen Wiederaufbauen! Und das Schönste an der ganzen Sache. Deine eigenen Muskeln werden dazu mithelfen, damit du wieder in dem Dom unter den fünf Erdrüssen stehen kannst. Und weil wir uns danach sehnen, mein Sohn, deshalb wird es uns glücken. Und nun — komm ans Licht.“

### Transportkommando.

Von Hugo Andresen-Wörishöffer.

Ich erhielt den Befehl, ihn seinem Konsulat zuzuführen. Ein sehr soldatischer Zug war's nicht. Das Gewehr, das ich umhängen sollte zu lächeln.

Er war ein ganz kleiner, schwächlicher, galizischer, jüdischer Mann, der, ohne sich gehörig ab- und anzumelden, sich auf Reisen unheimlich und in unserer Garnison aufgegriffen war.

In weichen, breiten, bequemen Schuhen schlüpfte er still und ganz Ergebenheit neben mir dahin.

Ein langer, seidener Kasten, in dessen geschmeidigen Falten sich die ganze Dulderhaftigkeit seines Volkes symbolisierte, und mein Gewehr!

Der ganze kleine Kerl siebete vor Angst und Erregung. Er ging unsicher, hier und da stolpernd. Dann ließen die rudernden Unterarme hastig vor. Sein Mund halb geöffnet. Ich konnte ihn atmen hören. Das Auge heiß, das Weiße darin leicht gerötet. Mit dem Kopf ein wenig wackelnd. Ah und an ein: hm, hm, hm.

Wir mußten die Straßenbahn eine Strecke betreten. „Lassen Sie, Herr Soldat, ich bezahl selbst vor mir, lassen Sie.“

„Glauben Sie, daß Sie mir wieder gehen lassen werden, Herr Soldat, nein, was? Ich hab' Fran und vier Kinder und Sie wissen ja nicht, wo ich jetzt bin — Sie — Sie haben kein Geld — Gott im Himmel!“

„Ja, mein Lieber, da läßt sich — — —“

„Herr Soldat, Ihr Gewehr, ist es geladen mit einer Kugel?“

„Ja!“

„Gott soll schützen!“

„Ob Sie mir wohl werden nehmen zu was, vielleicht bei der Wache oder so; ob Sie mir vielleicht nicht werden jagen in der Schlacht, Herr Soldat?“

„Ehrlich nicht!“

„Meinen Sie, Herr Soldat? Meinem Sie wohl? Ei, ei, ich laug nicht vor e Krieg, im Leben nicht, Herr.“

„Wie alt sind Sie?“

„46, Herr Soldat.“

„Was sind Sie denn?“

Und da fiel es um seine Mundwinkel wie Wallage, die, im Entsetzen schon erstarbend, zeramt in der ganzen Weichheit des Augenaufschlagens, wie es nur das Auge des Orientalen kennt; da bebten die breiten, flebrig-trockenen Lippen über dem kräftigen Kinn, und der dort stehende Bartwuchs, das Hervorstechen der Haut aus all dem Schwarz, ließ den vergeistigten Ausdruck alttestamentarischer Physiognomien heraufsteigen, und ich hörte, gehandelt:

„Jehn-Gebote-Schreiber!“

### Büchertisch.

— Meisterwerke der Eremitage zu St. Petersburg. 230 Kunstbrücke nach Uraufnahmen. Text von Nik. Baron Wrangel 2. Gg. Korogewski. 2. durchgesehene und ergänzte Auflage. München 1918. Franz Hanfstaengl. Geb. 14. M.

Es will uns als eine in jeder Hinsicht beachtenswerte Tat erscheinen, daß der Verlag Hanfstaengl im dritten Kriegsjahre Veranlassung hat, eine neue Auflage der „Meisterwerke der Eremitage zu St. Petersburg“ zu veröffentlichen. Der Bearbeiter dieser zweiten Auflage, deren Einleitung im Gegensatz zu jener der ersten nicht in französischer, sondern in deutscher Sprache abgefaßt ist, trägt einen polnischen Namen. Die Veröffentlichung dürfte infolgedessen auch einen geschichtlichen Wert haben, als ihr Inhalt nach Titeln und Abbildungen eine Feststellung des Bestandes der berühmten Petersburger Gemäldeansammlungen zuläßt; der persönliche und öffentliche Feststand Rußlands war bekanntlich in diesen Kriegs- und Revolutionsjahren Veränderungen ausgesetzt. Ueber die Güte der Hanfstaengl'schen Führer durch die bedeutendsten Gemäldeansammlungen Europas, von denen der vorliegende der siebente Band ist, und über die Vortrefflichkeit der Bildervielergaben läßt sich Neues nicht sagen. Es soll hier aber besonders darauf hingewiesen werden, daß auch diese neue Auflage hinsichtlich Papier, Druck und Einband vollkommen genannt werden darf.

— Martin Andersen Nexø, Stine Menschenkind. Eine Kindheit Roman. Umschlag- und Einbandzeichnung von Felger. Preis gebestet 3,50 M., gebunden 5,50 M. Verlag von Albert Langen

in München. — Martin Andersen Nexø ist durch seine Romane, aber auch durch seine kleinen stimmungsreichen Novellen in Deutschland längst als starker Dichter bekannt. Sein neuer Roman bildet den in sich abgeschlossenen ersten Teil einer Romanreihe, die das ganze Leben der Stine Menschenkind umfassen soll. Hier ist nur ihre Kindheit geschildert, die Kindheit eines unehelich geborenen Mädchens, das bei seiner alten, armen Mutter aufwächst, in einer Fischerhütte an der langen Küste Dänemarks. Armut, Arbeit, Sorge begleiten diese ersten Jahre bei der Großmutter und später auch die Jahre bei der Mutter, dem Stiefvater und den Stiefgeschwistern. Und dennoch stellt sich nie der Eindruck der Trostlosigkeit ein. Mit einer wundervoll zarten Selbstverständlichkeit breitet Andersen Nexø über dies scheinbar graue und freudlosere Leben den reichen Glanz des reinen, goldenen Kindeins, zeigt er Stine in aller ihrer Not als das unüberwindbare fröhliche Kind, das in den grünen Sommerwäldern sich seine Märchen-schlösser erräumt und sogar erlebt, — ein rechtes Kind, ein von Natur aus froher Lebensanfang.

— Raoul Koenig: Der junge König. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Verlag Albert Mu, Bonn; Preis brosch. 6,60 M., geb. 8,80 M. — Schon öfters haben Dichter versucht, den tragischen Ausgang des kaiserlichen Herrscherhauses dramatisch zu verwenden und auszuarbeiten. Über mehr Schreiter der Versuch, sei es an der Schwierigkeit der historischen Verwickelung, sei es an der ungünstigen Auffassung der Person Konrads. Die dramatische Handlung blieb meistens tot, hart und konnte demgemäß keine tiefgehende Wirkung erzielen. Nicht man aber Raoul Koenigs Trauerspiel, so wird man überrascht sein. Historische Wirklichkeit und dichterische Phantasie sind aufs glückliche miteinander verweben, ohne daß die geschichtliche Tatsache erschüttert bedroht wird. Wie mit dem Meißel eines Bildhauers sind die einzelnen Figuren herausgehauen und stehen in einer lebendigen, festenden Rahmen. Das historische Schauspiel hat in einer ganz eigenen Art und unter Zuhilfenahme eines klügeligen, klingen Dialogs reges Leben erhalten. Langst Berücksichtigendes erwidert wieder zum Leben, wird jung und stark, ohne den Mobergeruch der Reliquie. Deshalb wird auch der verübte, moderne Mensch hier selbsten Genüsse vorfinden.

### Giesener Hausfrauen-Verein.

#### Kochanweisungen.

Sehr gute MarmeladenSpeise. Aus Graupen oder Weizengrüße und etwas Marmelade kann man auf sehr einfache Weise eine gute süße Speise herstellen. Man nehme für 3—4 Personen berechnet 8—9 Eßlöffel Graupen oder Weizengrüße, lasse sie gut in etwas Wasser quellen und dann weich kochen. Man läßt sie dann über Nacht oder ein paar Stunden lang stehen, vermischt sie darauf mit ein paar Löffel Marmelade und gibt je nach Geschmack noch etwas Zucker daran. Die Masse wird in einer länglichen, ausgestrichenen Form  $\frac{1}{4}$  Stunden lang gebacken und nach Belieben heiß oder kalt gegessen. Es ist gut, wenn man die Form etwas ausbröfelt.

Kohlraibi pudding. 10 geschälte geschnittene Kohlrauben nebst ihren grünen zarten Blättern kocht man in Salzwasser weich, läßt sie abtropfen und wiegt sie gründlich. 750 Gramm am Tage vorher gekochte Kartoffeln werden durch die Maschine getrieben und mit eingeweichten. Man gibt ein Eigelb, ein Teelöffel Eierpulver, Salz, Pfeffer, Muskatnuß daran, rührt die Masse kräftig 10 Minuten, bevor man den heißen Schnee des Eiweißes darunterzlegt und alles in die vorgerichtete Puddingform füllt. Man kocht den Pudding 50 Minuten, stürzt ihn vorsichtig und überfüllt ihn mit einer weißen oder Tomatentunke.

Kartoffeln zum Kaffee zur Streckung des Brotes. In der Schale gekochte Kartoffeln werden geschält, in dicke Scheiben geschnitten und auf der Herdplatte oder auf einem Backblech auf dem Gasherd auf beiden Seiten schön braun angebacken. Man kann nach Belieben auf jede Scheibe etwas Salz streuen. Hierzu Marmelade, schmeckt zum Kaffee sehr gut.

#### Pyramide.

■	Konsonant.
■ ■	Fürwort.
■ ■ ■	Wit.
■ ■ ■ ■	Hohes Gut.
■ ■ ■ ■ ■	Werkzeug.
■ ■ ■ ■ ■ ■	Geiß.

Von der Spitze beginnend ist jede mittlere Reihe immer durch Hinzufügen eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer. Schneumon (Neumond, Ich —).